

Verena Sperk*

»Was hat uns Österreich gekostet?«

Affektive Artikulationen von Klassen-, Geschlechter- und Migrationsverhältnissen in *Ein schönes Ausländerkind*

1. Einleitung¹

Seit geraumer Zeit ist medial, aber auch in politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Debatten eine Rückkehr der *Klassenfrage* zu beobachten (vgl. Seeck 2024, 5; Drehli 2021, 7). Mal tritt sie explizit in Erscheinung, wie im pejorativen Sprechen über das »abgehängte Prekariat« (vgl. Marchart 2013, 15), mal wird sie nur implizit artikuliert, wie etwa in der Frage, wer sich im Zuge einer globalen Pandemie ins Homeoffice zurückziehen kann und wer nicht (vgl. Seeck 2020, 88). Der fortlaufende Um- und Abbau von Wohlfahrtssystemen, die Finanzkrise und die daraus resultierende Austeritätspolitik vieler westlicher Staaten sowie die hohe Inflation und die ansteigenden Energie- und Lebenshaltungskosten haben seit den späten 1990er Jahren die Arbeits- und Lebensbedingungen zahlreicher Menschen in Europa massiv verschärft (vgl. Motakef 2015; Sonderegger 2021, 23; Seeck 2024, 5). Das (neo-)liberale Versprechen der Chancengleichheit und des »sozialen Aufstiegs« durch individuelle Leistung ist vielerorts einem Gefühl der Verunsicherung oder vielmehr der Furcht vor dem »sozialen Abstieg« gewichen (vgl. Leskau/Schlüter/Trinkaus/Völker 2021, 8; Penz/Sauer 2016, 218 f.).² Die *Good Life Fantasies*, wie

* Corresponding author: Mag.a, Mag.a, Verena Sperk, Leopold-Franzens-Universität Innsbruck, Institut für Erziehungswissenschaft, Innrain 52 a, A-6020 Innsbruck, verena.sperk@uibk.ac.at

¹ Ich möchte mich zu Beginn bei meinen Kolleginnen Henrike Bloemen, Dijana Simić, Clara Voigt, Tanja Vogler, Flavia Guerrini, Michaela Ralser, Monika Schamschula, Miriam Heiss, Laura Volgger und Melinka Karrer für die Gespräche und Unterstützung während des Schreibens bedanken. Mein Dank gilt auch den Peer-Reviewer*innen für ihre Stellungnahmen sowie Mona Motakef, Elisabeth Klaus und Christiane Leidinger für ihre wertschätzende Begleitung des Aufsatzes.

² Das Sprechen vom »sozialem Auf- und Abstieg« läuft selbst bei kritisch-distanziertem Gebrauch Gefahr, das problematische Bild eines gesellschaftlichen »Oben« und »Unten« sowie die Idee linearer und auf individueller Leistung basierender »Erfolgsgeschichten« zu reproduzieren. Allerdings verweisen die Bezeichnungen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse auch auf die massive symbolische und ökonomische Bedeutung, die berufliche und bildungsbezogene Bestrebungen und der damit verbundene potenzielle Statusgewinn für Individuen besitzen kann. Die Begriffe

sie die Kulturtheoretiker*in Lauren Berlant (2011) nennt, also die Vorstellungen davon, *das gute Leben* durch Ehrgeiz, Fleiß und ausreichend Anstrengung erreichen zu können, scheinen allmählich zu verblassen. Vielmehr wird immer deutlicher, dass sich Klasse und Klassenverhältnisse entgegen dem meritokratischem Mythos kapitalistisch-demokratischer Gesellschaften immer schon maßgeblich und stets auf vergeschlechtlicht-sexualisierte, rassifizierte sowie ableisierte Weise in das Leben und die Lebensverläufe von Menschen eingeschrieben haben (vgl. Littler 2018; Motakef 2015).

In den vergangenen Jahren werden in Literatur, Film und Medien über das Genre der *Autosozioiographie* vermehrt Narrative sogenannter »Klassenreisen« aufgegriffen (Aumair/Theißl 2020), die sich anhand lebensgeschichtlicher Erzählungen eines Klassenwechsels durch Bildung explizit mit den Zurichtungen in Klassengesellschaften, der Reproduktion von sozialer Ungleichheit sowie der (Un-)Möglichkeit von sozialer Mobilität auseinandersetzen (vgl. Blome/Lammers/Seidel 2022; Blome 2020).³ In diesem Zusammenhang wurde insbesondere der autobiographische Roman *Rückkehr nach Reims* (2016 [2009]) des französischen Soziologen Didier Eribon breit rezipiert und diskutiert. Inspiriert durch die Arbeiten der Schriftstellerin Annie Ernaux und des Soziologen Pierre Bourdieu kehrt der Autor in diesem Buch als Erwachsener und nach einem erfolgten »Bildungsaufstieg« an den Ort seiner familiären und sozialen Herkunft in der Arbeiter*innenklasse im nordfranzösischen Reims zurück. Vor dem Hintergrund seiner persönlichen Bildungs- und Lebensgeschichte erzählt er von der sexuellen Scham die er als junger homosexueller Mann innerhalb seiner Herkunftsklasse erlebte, aber auch von der sozialen Beschämung, die ihm in den Bildungsinstitutionen des französischen Bürgertums, also seiner Ankunfts-klasse, widerfuhr (vgl. u. a. Kleiner 2020; Seier 2020). Solche Artikulationen von Klassenübergängen befragen, problematisieren und irritieren das meritokratische Aufstiegsversprechen (neo-)liberaler Gesellschaften und beleuchten die affektiven Ambivalenzen, die mit »der sozialen Schwerkraft von Klassenverhältnissen und dem Begehren nach sozialer Mobilität und gesellschaftlicher Anerkennung« einhergehen (Kalmbach/Kleinau/Völker 2020, 2).

werden daher in diesem Beitrag in Anführungszeichen verwendet (vgl. u. a. Aumair/Theißl 2020, 13; Blome 2020, 543 f.).

³ Als literarische Beispiele können hier die Romane *Zeige deine Klasse. Die Geschichte meiner sozialen Herkunft* (2018) von Daniela Dröscher und *Streulicht* (2020) von Deniz Ohde genannt werden. Beispiele aus dem Bereich des Films stellen Richard Billingham's *Ray & Liz* (2018) und Annika Pinks *Alle reden übers Wetter* (2022) dar. Im journalistischen Feld sind die Bücher *Du bleibst, was du bist. Warum bei uns immer noch die soziale Herkunft entscheidet* (2015) von Marco Mauer und *Klassenbeste. Wie Herkunft unsere Gesellschaft spaltet* (2022) von Marlen Hobrack erschienen.

Der folgende Beitrag setzt sich mit eben diesen affektiven Ambivalenzen im lebensgeschichtlichen Roman *Ein schönes Ausländerkind* (2024) der österreichischen Komikerin und Schriftstellerin Toxische Pommes auseinander. Der Roman zeigt anhand der Lebensgeschichten seiner Figuren, dass tradierte Vorstellungen von sozialer Mobilität und damit verbundene Ideale von Chancengleichheit und gesellschaftlicher Teilhabe insbesondere im Kontext herrschender Migrationsregime nicht greifen. Aus affekttheoretischer Perspektive zeige ich im Folgenden, wie der Roman die Un-/Möglichkeit von sozialer Mobilität über die Lebenswege der Figuren narrativiert und sich darin die Verschränkung von Klassen-, Geschlechter- und Migrationsverhältnissen affektiv artikuliert.

2. Wie die Verhältnisse unter die Haut gehen

Ideen von sozialer Mobilität stellen sowohl auf gesellschaftlicher als auch individueller Ebene bedeutungsgebende Narrative für den Verlauf eines erfüllten Lebens und einer gelungen Biographisierung von Lebensereignissen zur Verfügung (vgl. Seier/Trinkaus 2021, 75; Völker 2021, 60). Sie bilden also einen strukturgebenden Erzählrahmen, der seinen Reiz aus dem Versprechen von Chancengleichheit, gesellschaftlicher Teilhabe und individueller Handlungsmacht zieht (vgl. Seier/Trinkaus 2021, 77 f.; Völker 2021; 59 f.). Zwar handelt es sich dabei innerhalb bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse um ein uneingelöstes Versprechen, doch organisiert es maßgeblich die affektiven Dimensionen der meritokratischen Erzählung (vgl. Seier/Trinkaus 2021, 83 f.). Zum einen gehen dabei Gefühlskonstellationen wie beispielsweise die Hoffnung auf *das gute Leben* und die Angst vor dessen Verlust in gesellschaftlichen Gefühlsstrukturen auf, die der Kulturtheoretiker Raymond Williams als »structures of feelings« bezeichnet (Williams 1977, 128–135). Diese Strukturen beeinflussen maßgeblich, welche Gefühlskonstellationen in einer Gesellschaft erlebbar und durch bestimmte Anlässe beispielsweise auch politisch mobilisierbar sind (vgl. Williams 1977). Zum anderen stellen diese Gefühlskonstellationen aus Sicht der Affekttheoretikerin Sara Ahmed auch »feelings of structure« dar (Ahmed 2010, 216). Mit dieser Wendung von Williams Begrifflichkeit möchte sie verdeutlichen, dass gesellschaftliche Strukturen und mit ihnen gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse als bestimmte Gefühlslagen in und durch Körper erfahren werden, also auf diese Weise gewissermaßen *unter die Haut gehen* (vgl. Ahmed 2010, 216). In ähnlichem Sinne konzipiert die Kulturtheoretikerin Ann Cvetkovich ihre Idee von *politischer Depression*. Demnach sollten anhaltende Zustände von Niedergeschlagenheit,

Erschöpfung und Verzweiflung nicht ausschließlich als medizinische Phänomene betrachtet werden, sondern auch als affektive Erkenntnisweisen verstanden werden, die darüber Auskunft geben, wie sich neoliberale, kapitalistische Verhältnisse *anfühlen* (vgl. Cvetkovich 2012, 5).

Im vorliegenden Beitrag möchte ich anhand einer affekttheoretisch angeleiteten Close Readings in der Analyse drei Aspekte herausarbeiten: *Erstens* werde ich zeigen, wie sich in *Ein schönes Ausländerkind* das uneingelöste meritokratische Mobilitätsversprechen im Sinne von Lauren Berlants Konzeption des *Cruel Optimism* als eine *grausame* Gefühlskonstellation und -struktur erweist, im Leben der Romanfiguren aber dennoch einen bedeutsamen affektiv-narrativen Orientierungsrahmen bildet. *Zweitens* werde ich darlegen, wie die klassisierten, vergeschlechtlichen und migrantisierten Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die das meritokratische Mobilitätsversprechen zum Mythos werden lassen, von den Eltern der Ich-Erzählerin, die beide durch ihre Flucht soziale Abwärtsmobilität erlebt haben, als spezifische Gefühlslagen der Scham und Erschöpfung affektiv erfahren werden. Diese Gefühlskonstellationen möchte ich als *affektive Artikulationen* intersektional verschränkter Klassen-, Geschlechter- und Migrationsverhältnisse beschreiben, die ich mit den Politikwissenschaftlerinnen Brigitte Bargetz und Nina Elena Eggers als Verdichtungen eines »Modus des Politik *Fühlens*« verstehe (Bargetz/Eggers 2023, 232 f.; Bargetz 2014, 129). Bargetz und Eggers meinen damit einen »affektiv[-narrativen] Erkenntnis-, Wahrnehmungs- und Handlungsmodus«, der politische, aber auch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse sowohl affektiv als auch narrativ zugänglich und dadurch letztlich auch bearbeitbar macht (Bargetz/Eggers 2023, 232). Er macht also erkennbar, wie sich gesellschaftliche Verhältnisse affektiv in Körper einschreiben und erfahren werden, aber dadurch auch auf spezifische Weise verständlich und in Frage gestellt werden können. Letzteres möchte ich *drittens* im Fazit mit einer Reflexion zur lebensgeschichtlichen Erzählweise als Modus der affektiv-narrativen Analyse und Kritik verdeutlichen. Bevor ich mich aber diesen drei Aspekten zuwende, soll im folgenden Abschnitt noch ein Überblick zur Autorin, zum Roman und zum lebensgeschichtlichen Erzählen gegeben werden.

3. Ein schönes Ausländerkind und lebensgeschichtliches Erzählen

Die Komikerin Toxische Pommes veröffentlicht seit dem Beginn der Covid-19-Pandemie im Jahr 2020 regelmäßig auf den Plattformen *TikTok* und *Instagram* satirische Kurzvideos, in denen sie sich anhand von alltäglichen Szenen kritisch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in Österreich auseinander-

setzt und mit bitterer Ironie die Beharrlichkeit von klassen-, geschlechter- und migrationsbezogener Ungleichheit aufzeigt. Sie erlangte damit rasch auch außerhalb der sozialen Medien erhebliche Aufmerksamkeit für ihre Inhalte, was ihr schließlich zu einer breiter angelegten künstlerischen Karriere verhalf. Seit 2022 tritt sie mit ihrem ersten Programm *Ketchup, Mayo und Ajvar* auch auf ‚analogen‘ Bühnen auf und wird 2025 ihr Nachfolgeprogramm *Wunschlos unglücklich* aufführen. Da sie in Wien längere Zeit weiterhin ihrem Beruf als Juristin nachging, teilte sie der Öffentlichkeit bisher ihren vollen bürgerlichen Namen nicht mit und behielt für ihre kreativen Projekte ihren User*innen-namen Toxische Pommes als Künstler*innennamen bei. Unter diesem Pseudonym veröffentlichte sie 2024 auch ihren ersten Roman mit dem Titel *Ein schönes Ausländerkind*.

In diesem Buch schildert Toxische Pommes die Geschichte einer Familie, die Anfang der 1990er Jahre vor dem Krieg in Jugoslawien flieht und sich in Österreich ein »neues Leben aufbauen« möchte (EsA, 28).⁴ Die drei zentralen Romanfiguren sind die Mutter, der Vater und ihre gemeinsame Tochter, die bei der Ankunft in Wiener Neustadt noch ein Kleinkind ist.

Erzählt wird die Handlung aus der Ich-Perspektive der Tochter, die zum einen als Erwachsene erinnernd auf ihre Kindheit zurückblickt und zum anderen das Erlebte durch die Augen ihres jüngeren Ichs beschreibt. Die Erzählweise changiert zwischen reflexiven Einordnungen und kindlichen Schilderungen, die mal Gefühle und Gedanken explizieren, mal bewusst episodenhaft bleiben und Leerstellen hinterlassen. In medialen Auftritten bezeichnet Toxische Pommes das Buch als autofiktionalen Roman, der zwar an ihre Lebensgeschichte und die ihrer Eltern angelehnt sei, der allerdings in erster Linie anhand der Vaterfigur das gesellschaftliche Narrativ der »Nichtintegration« kritisch befragen möchte (Toxische Pommes/Dulle 2024). Namen tragen im Geschehen nur die Nebenfiguren. Tochter, Mutter und Vater bleiben namenlos, wodurch die Autorin eine gewisse Distanz zwischen dem Leben ihrer eigenen Familie und jenem der Romanfiguren einzieht. Das lebensgeschichtliche Erzählen in *Ein schönes Ausländerkind* ließe sich daher eher nicht als Authentifizierungsstrategie, sondern vielmehr als Versuch verstehen, die darin erzählten Lebensgeschichten in ihrer gesellschaftlichen Situierung und Gewordenheit zu beleuchten. Mit den Literaturwissenschaftlerinnen Sidonie Smith und Julia Watson (2010 [2001]) möchte ich diesen Zugang als eine Form von *Life Narrative* verstehen, bei dem ein Leben – das eigene oder ein anderes –

⁴ Zitate aus dem in der Analyse behandelten Roman *Ein schönes Ausländerkind* (2024) werden im Folgenden mit dem Kürzel EsA und der entsprechenden Seitenzahl gekennzeichnet.

zum Ausgangspunkt der Erzählung genommen wird und literarisch, performativ oder medial dargebracht wird.

Die Handlung des Romans erstreckt sich von der frühen Kindheit der Tochter bis zu ihrer Jugend und Schulzeit am Gymnasium. Den Endpunkt des Erzählten bildet der Tag, an dem die Familie die österreichische Staatsbürgerschaft erhält. Ausgehend von den Geschichten der Familienmitglieder erzählt die Tochter davon, was das angestrebte *neue Leben* ihr und ihren Eltern abverlangt und welche unterschiedlichen Verluste damit für die Drei einhergehen. Beide Elternteile haben in Kroatien (damals noch Teil des sozialistischen Jugoslawien) studiert und erhoffen sich über den Weg eines Arbeitsvisums anstelle von Asyl einen dauerhaften Aufenthalt in Österreich. Doch gelingt es nur der Mutter über Hausarbeit und Kinderbetreuung für Familie Hell, bei der sie im Gegenzug die erste Zeit in Österreich wohnen können, eine Arbeitserlaubnis zu bekommen. Sie wird dadurch nicht nur langfristig zur Familienernährerin, sondern auch zur »Ankerfremden« (EsA, 39), deren Aufenthaltsstatus den der ganzen Familie bestimmt. Der Vater bekommt dagegen keinen Zugang zum Arbeitsmarkt und kümmert sich stattdessen um den Haushalt und die Tochter. Vater und Tochter haben dadurch eine sehr enge und liebevolle Beziehung, die sich allerdings nach dem Schuleintritt der Tochter verändert, bis sie in deren Jugendalter schließlich brüchig wird. Der Vater spricht kaum Deutsch und kann der Tochter in Schulangelegenheiten wenig weiterhelfen. Stattdessen ist er immer häufiger auf die Unterstützung der Tochter angewiesen, die durch ihre Deutschkenntnisse mühelos alltägliche Situationen für sie beide navigieren kann. Diese Rollenumkehr in der Eltern-Kind-Beziehung führt schließlich zu Unverständnis und wechselseitiger Entfremdung.

Für die Tochter wird die Sehnsucht nach sozialer Zugehörigkeit und der Wunsch, die österreichische Staatsbürgerschaft zu erlangen, zum konstanten Antrieb in ihrem Alltag. Sie ist ehrgeizig und zählt in ihrer Schulklasse und im lokalen Schwimmverein rasch zu den Besten. Die Mutter bleibt im Verlauf der Handlung wenig greifbar; in den kindlichen Augen der Ich-Erzählerin erscheint sie als eine häufig sehr erschöpfte Frau, die jedoch die tragende Figur in der Familie ist. Wenn sie nicht arbeitet, fährt sie die Tochter zu ihren Schwimmwettkämpfen, kümmert sich um persönliche und organisatorische Angelegenheiten der Familie oder lernt für die Prüfungen, die sie ablegen muss, damit ihr jugoslawischer Studienabschluss als Pharmazeutin in Österreich anerkannt wird. Nachdem sie diese Examina erfolgreich hinter sich gebracht hat, kann sie endlich wieder ihrem erlernten Beruf nachgehen. Während sich der Handlungsradius der Tochter durch die Schule und jener der Mutter durch Erwerbs- und Sorgearbeit stetig erweitert, scheint der des Vaters immer kleiner zu werden und sich zusehends auf die Wohnung der Familie zu

beschränken. Dort bleibt er meist allein, putzt und repariert Haushaltsgegenstände oder verweilt vor dem Computer.

4. Das meritokratische Mobilitätsversprechen als grausame Gefühlsstruktur

Der Roman *Ein schönes Ausländerkind* verfolgt keine explizite narrative Fokussierung von Klassenherkunft und Klassenübergang, wie es Autosoziobiographien tun, sondern kann durch seine Erzählweise und die gesellschaftlichen Fragestellungen, die er aufwirft, vielmehr als ein Beispiel von Migrationsliteratur eingeordnet werden (vgl. Blome/Lammers/Seidel 2022; Rösch 2019). Dennoch ist Klassenmobilität in den Lebensverläufen aller drei Figuren ein omnipräsenter, wenngleich impliziter Bezugsrahmen, der sich in der Intersektion von Klassen-, Geschlechter- und Migrationsverhältnissen deutlich verkompliziert.⁵ Die Idee von sozialer (Im-)Mobilität stellt während der gesamten Romanhandlung für Tochter, Mutter und Vater eine bedeutsame affektive Investition und Struktur dar und trägt auf diese Weise zur Intelligibilität ihrer Leben bei. Das ersehnte Versprechen von Chancengleichheit und gesellschaftlicher Teilhabe sowie die Hoffnung auf individuelle Handlungsmacht durch die Erfüllung bestimmter Bildungs- und Verhaltensnormen entpuppen sich allerdings innerhalb klassisierter, vergeschlechtlichter und migrantisierter Macht- und Herrschaftsverhältnisse für alle drei Figuren als brüchig und werden in ihren Lebensverläufen als meritokratischer Mythos dechiffriert. Das Festhalten am Mobilitätsversprechen als einem affektiv-narrativen Orientierungsrahmen erweist sich als eine ambivalente Gefühlsstruktur, die Lauren Berlant als *Cruel Optimism* bezeichnet (Berlant 2011, 1f.).

Gemeint ist damit eine affektive Bindung, bei der an bestimmten Zielen und Sehnsüchten festgehalten wird, obwohl sie das eigene Fortkommen erheblich stören oder sogar verhindern können (Berlant 2011, 1f., 23f.). *Grausam* an dieser Bindung ist, dass das damit verbundene, meist in die Zukunft gerichtete Begehren nicht aufgegeben werden kann und an der Möglichkeit seiner Erfüllung festgehalten wird, obgleich sich dies als unwahrscheinlich, als schmerzlich oder geradezu als schädlich darstellt (vgl. Seier/Trinkaus 2021, 84). Meist sind es Berlant zufolge Fantasien vom *guten Leben*, also von einem

⁵ Der Sozialanthropologe Stef Jansen weist darauf hin, dass im Kontext der ehemaligen sozialistischen Republik Jugoslawien *Klasse* als Kategorie schwer fassbar und nicht direkt in einen westlich-kapitalistischen Kontext übertragbar ist. Ich werde in diesem Beitrag dennoch den Begriff *Klasse* verwenden und verweise für eine genauere Differenzierung auf Jansens Begriffsreflexion (vgl. Jansen 2008, 184f.).

erfüllten und bedeutungsvollen Leben, in die dabei affektiv investiert wird (vgl. Berlant 2011, 3). Diese *Good Life Fantasies* sind eng an Ideale von romantischer Liebe und beruflicher Stabilität geknüpft, beinhalten aber insbesondere auch Vorstellungen von sozialer Aufwärtsmobilität und dem damit einhergehenden Versprechen sozialer und ökonomischer Absicherung (Berlant 2011, 2 f.). Die (neo-)liberale meritokratische Erzählung, dass soziale Mobilität durch individuelle Leistung für alle Menschen gleichermaßen möglich sei, zählt also ebenfalls zu den *Good Life Fantasies*, die Lebensverläufen narrative Struktur und Orientierung bieten, deren Versprechen sich aber als nicht einlösbar, also als *grausame* affektive Bindung herausstellt (vgl. Seier/Trinkaus 2021, 83).

In *Ein schönes Ausländerkind* wird das Begehren nach dem *guten Leben* und nach der darin implizierten sozialen Aufwärtsmobilität über das gemeinsame Streben der Familie nach dem Aufbau eines *neuen Lebens* in Österreich zum affektiv-narrativen Bezugs- und Orientierungsrahmen. Doch zeigt sich, dass herkömmliche lineare und meritokratische Erzählungen von sozialer Mobilität im Kontext transnationaler Fluchtmigration nicht aufgehen. Denn durch den Migrationsprozess wird die bisher erreichte Bildungsmobilität der Eltern nicht nur ausgesetzt, sondern entwickelt sich durch die Abwertung bereits erreichter Bildungsabschlüsse sogar vorläufig zur sozialen Abwärtsmobilität.

Meine Eltern hatten zum Zeitpunkt ihrer Flucht fast die Hälfte ihres Lebens in Rijeka verbracht. Sie hatten ein liebevoll eingerichtetes Zuhause, feste Berufe und einen großen Freundeskreis. [...] Der Krieg hatte ihnen einen Teil dieses Lebens genommen. Mit ihrer Entscheidung Kroatien zu verlassen, hatten sie jedoch in Kauf genommen, auch den Rest aufzugeben – zumindest vorübergehend. Sie hatten ihren Frieden damit geschlossen, während der kommenden paar Jahre kein festes Zuhause zu haben, und sich damit abgefunden, einstweilen wieder zur Arbeiterschicht zurückzukehren. Ihnen war bewusst, dass sie sich in nächster Zeit für ihren Aufenthalt und für alles andere rechtfertigen mussten, was sie bis dahin für selbstverständlich gehalten hatten. Dass sich der temporäre Verlust ihres Lebens in einen dauerhaften zu verwandeln drohte, darunter litt vor allem mein Vater lange Zeit. (EsA, 63)

In der Textpassage wird angesprochen, dass die Eltern beide aus der Arbeiter*innenklasse stammen und das Studium in Kroatien für sie bereits ein Teil des Projekts vom ›sozialen Aufstieg‹ durch Bildung war, das aber durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen wurde. Die Fluchtmigration nach Österreich soll daher nicht nur ein Leben in physischer und psychischer Unversehrtheit ermöglichen, sondern auch ein Fortsetzen ihrer angestrebten Klassenmobilität und das Erreichen eines ökonomisch und sozial abgesicherten

Lebens erlauben. Dafür nehmen sie bewusst die Folgen vorübergehender sozialer Abwärtsmobilität, also einer Prekarisierung ihrer bisher erreichten ökonomischen und sozialen Position in Kauf. Doch wird diese Situation von den Eltern nicht als dauerhafter Zustand verstanden. Vielmehr bleiben sie dem Streben nach einer Fortführung ihres »sozialen Aufstiegs« und der Sehnsucht nach der Entfaltung des *neuen* Lebens als eines *guten* Lebens weiterhin optimistisch verbunden. Der potenzielle Wegfall jeglicher Perspektive auf ein *gutes*, also erfülltes Leben, womit insbesondere der Vater konfrontiert ist, verdeutlicht die erdrückende Ungewissheit, aber auch die affektiv-narrative Bedeutung, die soziale Mobilität als Orientierungsrahmen für das Imaginieren von Handlungsfähigkeit, von Souveränität und von Lebensverlauf entfaltet (vgl. Seier/Trinkaus 2021, 78). Zudem wird augenscheinlich, dass sich dieser Rahmen unter den herrschenden restriktiven und oftmals gewaltvollen (Flucht-)Migrationsregimen narrativ als brüchige Erzählung und affektiv als *grausame* Gefühlsstruktur erweist. Dies zeigt sich in den Leben der Eltern als zwei zentrale affektive Artikulationen von klassisierten, vergeschlechtlichten und migrantisierten Macht- und Herrschaftsverhältnissen, nämlich als Scham und Erschöpfung.

5. Scham und Erschöpfung als affektive Artikulationen gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse

Der Vater hat in Kroatien ein Studium in Schiffbauingenieurswesen abgeschlossen und ist in den Jahren vor der Flucht einem entsprechenden Beruf nachgegangen. In Österreich angekommen, bemüht er sich mehrere Jahre um eine Arbeitserlaubnis in handwerklichen Berufen, doch werden seine Ansuchen aufgrund von Quotenregelungen für Personen ohne österreichische Staatsangehörigkeit immer wieder abgelehnt. Er erhält also aufgrund migrationspolitischer Exklusionsmechanismen keinen Zugang zu einem seiner Qualifikation vergleichbaren Berufsfeld, sondern nur zu arbeitsrechtlich prekären »Schwarzarbeiten« (EsA, 38), wo er beispielsweise auf Baustellen, in der Gastronomie oder als Erntehelfer dazuverdienen kann. Als die Mutter schließlich eine Arbeitserlaubnis erhält, übernimmt er den Hauptanteil der Betreuung der Tochter und kümmert sich um den gemeinsamen Haushalt. Die gewählte Aufgabenteilung zwischen den Eltern erscheint zu diesem Zeitpunkt als eine pragmatische Entscheidung, um den Aufbau des angestrebten *neuen Lebens* fortführen zu können. Doch beruht die Entscheidung möglicherweise auch auf einer gewissen Resignation des Vaters, selbst Arbeitsmarktzugang erlan-

gen zu können, was schließlich auch zu seinem Rückzug aus jeglichen sozialen Zusammenhängen außerhalb des häuslichen und familiären Bereichs führt.

Obwohl der Vater seine Rolle als solcher innerhalb der Familie liebevoll, zugewandt und engagiert ausfüllt, also eine gewisse Form fürsorglicher Männlichkeit verkörpert, wird im Verlauf der Romanhandlung deutlich, dass er sich letztlich sowohl innerfamiliär als auch gesellschaftlich in seiner neuen sozialen Position als gescheitert und unzulänglich wahrnimmt, sich also nach der Erfüllung hegemonialer Männlichkeitsnormen sehnt (vgl. Scholz/Heilmann 2019; Connell 2015 [1995]). Anstelle einer Fortsetzung der bereits vor der Flucht vollzogenen Bildungs- und Klassenmobilität, wird die temporär geglaubte soziale Abwärtsmobilität in seiner Biographie schließlich zur anhaltenden sozialen Immobilität, was sich auf klassisierte und vergeschlechtlichte Weise krisenhaft in sein Welt- und Selbstverhältnis einschreibt. Während es Tochter und Mutter gelingt, eine soziale und ökonomische Besserstellung der Familie durch Schul- und Weiterbildung zu erreichen und sich ein *neues Leben* aufzubauen, zieht sich der Vater immer mehr zurück. Innerhalb des affektiv-narrativen Rahmens des meritokratischen Mobilitätsversprechens kann er sein Scheitern an diesem nur als selbstverschuldet und individuelles Versagen deuten. Dies führt bei ihm letztlich zu einer schmerzlichen Gefühlskonstellation von Scham und Beschämung, die er nicht nur situativ erlebt, sondern die sich zu einem »chronische[n] Hintergrundgefühl«, also einer spezifischen affektiven Einstimmung seines Selbst-Welt-Verhältnisses entwickelt, die neben ihrer klassisierte und vergeschlechtlichten auch im erhebliche Ausmaß eine migrantisierte Dimension besitzt (Ruff/Petrik 2024, 25).

Die erfahrene strukturelle Exklusion als migrantisierte Person am österreichischen Arbeitsmarkt und die damit einhergehende berufliche und aufenthaltsrechtliche Prekarisierung entziehen ihm nicht nur seinen bisherigen sozio-ökonomischen Status, sondern bedrohen zugleich auch seine Möglichkeit auf gesellschaftliche Zugehörigkeit und Teilhabe. Solche systematischen Ausschlüsse und Abwertungen von migrantisierten Personen, die dadurch als unzugehörig und als *Andere* positioniert werden, beschreibt die Bildungswissenschaftlerin Mai-Britt Ruff als strukturell gelagerte Formen rassistischer Beschämung (vgl. Ruff/Petrik 2024, 25; Ruff 2024, 6; Mecheril 2010; Bergold-Caldwell et al. 2017). Diese kehren im Alltag des Vaters in dem anhaltenden Gefühl wieder, nicht ausreichend Deutsch sprechen zu können, um angemessen an sozialen Kontexten außerhalb des familiären und häuslichen Bereichs teilnehmen zu können. Seine als unzureichend empfundenen Deutschkenntnisse werden daher in sozialen Situationen außerhalb der Familie wiederholt zum drohenden Verlust sozialer Zugehörigkeit, was sich als Scham augenscheinlich in seinen Körper einschreibt (vgl. Ruff 2024, 4–6; Landweer 2019, 235).

Sobald er [der Vater, V.S.] die Türschwelle unseres Hauses überschritt und einen Fuß auf die Straße setzte, ließ er [einen] Teil von sich zurück. Seine Körperhaltung veränderte sich, sein Gang wurde bedächtiger, sein Rücken gebückter und seine Stimme schwächer. Es war als hätte ihm jemand die Kleider vom Leib gerissen und als müsste er auf einmal nackt durch die Welt gehen. (EsA, 54)

Durch die kindlichen Augen der Tochter wird in dieser Szene erkennbar, wie sich das Auftreten des Vaters verändert, sobald er mit ihr die vier Wände der gemeinsamen Wohnung verlässt. In diesen alltäglichen Momenten außerhalb des familiären und häuslichen Bereichs ist er immer mehr auf die Unterstützung der Tochter und auf ihre Deutschkenntnisse angewiesen. Es droht ihm in diesen Situationen also nicht nur der Verlust von sozialer Zugehörigkeit, sondern durch die erfolgte Rollen-Umkehr auch der Verlust seiner Handlungsfähigkeit als Vater. Er kann hier angestrebte hegemoniale Normen von einer Familienernährer-Männlichkeit nicht mehr erfüllen, was bei ihm letztlich zur kompletten Vermeidung außerfamiliärer Kontexte und zum sozialen Rückzug führt. Er antizipiert gewissermaßen schon potenzielle Erfahrungen von Scham und Beschämung, bevor sie geschehen, weshalb er sich im Sinne einer »Schamabwehr« diesen komplett entzieht (vgl. Ruff 2024, 6–8; Landweer 2019, 237). Einzige Bezugspersonen in seiner näheren Umgebung bleiben die Mutter und die Tochter, doch hat sich deren Alltag durch Beruf und Schule mit der Zeit weitgehend in ihr soziales Umfeld außerhalb der Familie verlagert. Mit dem Heranwachsen der Tochter verändert sich schließlich nicht nur die Beziehung zwischen ihr und ihrem Vater, sondern auch ihr Blick auf ihren ehemals »beste[n] Freund« (EsA, 53).

Ich empfand eine Mischung aus Mitleid und Schuld für ihn [...] Er war der Erste und Einzige in seiner Familie gewesen, der ein Studium begonnen und abgeschlossen hatte – und trotzdem hatte er am wenigsten in seiner Familie erreicht. Statt auf dem Deck eines Schiffs saß er jetzt den ganzen Tag allein in der Wohnung und wartete darauf, dass seine Ehefrau von der Arbeit nach Hause kam. Wäre er zumindest eine Frau gewesen, aber nein, er war ein Mann. (EsA, 187)

In dieser Szene werden durch die Augen der Teenager-Tochter verschiedene Dynamiken im Leben und den Beziehungen der drei Familienmitglieder erkennbar. Einerseits wird deutlich, wie der Vater sein Scheitern und die damit verbundene Scham auf klassisierte, vergeschlechtlichte und migrantisierte Weise erfährt: Die durch migrationspolitische Exklusionsmechanismen erlebte soziale Abwärtsmobilität und letztlich soziale Immobilität stellen sich nämlich für ihn nicht nur gegenüber seiner Frau und Tochter als Verfehlen von Normen einer hegemonial-männlichen Ernährerrolle dar, sondern auch

gegenüber seiner Herkunftsfamilie als Scheitern am meritokratischen Bildungsmobilitätsversprechen. Die damit einhergehende Scham und Beschämung führt beim Vater zu einer Schamabwehr in Form von sozialem Rückzug, aber auch von teils aggressiven und kontrollierenden Verhaltensweisen gegenüber Mutter und Tochter (vgl. Landweer 2019, 237; Ruff 2024, 7 f.). Dies zeigt sich im weiteren Textzusammenhang beispielsweise an seinen Unterstellungen, dass hinter den langen Arbeitszeiten der Mutter eine Affäre mit einem anderen Mann stecke.

Andererseits wird in der obigen Szene aber auch ersichtlich, auf welche Weise Tochter und Mutter die durch die Scham und Schamabwehr des Vaters entstehenden Dynamiken im familiären Gefüge auf vergeschlechtlichte Weise ausgleichen: Für die Tochter führt die schmerzliche Scham des Vaters zu einem Gefühl von Schuld. Die strukturelle Exklusion des Vaters wird von ihr auf diffuse Weise als persönliches Versagen gegenüber dem Vater empfunden. Darin zeigt sich nicht nur, wie gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse als individualisierte Problemlagen an Individuen zurückgespielt und von diesen als deren individuelle Verantwortung erlebt werden, sondern auch, wie sorgetragende Emotionsarbeit innerhalb von Beziehungen zur zehrenden feminisierten Aufgabe wird (vgl. Schutzbach 2024 [2021], 211). Dies wird insbesondere auch an der von der Mutter aufgenommenen Mehrbelastung in der Familie deutlich, welche letztlich für sie zu Dauerbeanspruchung und Erschöpfung führt.

Auch die Mutter erlebt im Zuge der Fluchtmigration soziale Abwärtsmobilität und berufliche Dequalifizierung. Ihr in Kroatien absolviertes Pharmaziestudium wird in Österreich ohne Nostrifizierungsprozess nicht anerkannt, weshalb sie entgegen ihrer Ausbildung über den feminisierten und migrantisierten Care-Sektor eine Arbeitserlaubnis und Aufenthaltsgenehmigung sucht und erhält. Während der Anfangszeit in Österreich arbeitet sie daher zum einen im Haushalt der Familie Hell und zum anderen als Putzkraft in einem Fußpflegestudio. Für die Mutter ist es also leichter, über Sorgearbeit Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt zu erhalten und damit die Existenzsicherung ihrer Familie zu gewährleisten, als über das Berufsfeld, für das sie ausgebildet ist. Daran wird erkennbar, welchen Stellenwert feminisiert-migrantisierte Care-Arbeit innerhalb transnationaler Versorgungsketten, aber auch innerhalb migrantisierter und rassifizierter Ausbeutungsverhältnisse besitzt (vgl. Lutz/Amelina 2017, 84–88; Sprung 2011, 46 f.). Das meritokratische Mobilitätsversprechen stellt sich folglich auch für die Mutter als brüchig dar. Diese Brüchigkeit artikuliert sich in ihrem Lebensverlauf als ein fortdauerndes *Mehr* an Belastung, das bei ihr letztlich zu einem anhaltenden Zustand der Erschöpfung führt: Dazu gehören ein *Mehr* an bezahlter und unbezahlter Sorge-

arbeit, ein *Mehr* an familiärer Verantwortung sowie ein *Mehr* an Bildungsleistung, um eine soziale und ökonomische Besserstellung der Familie erreichen zu können. Diese von der Mutter erbrachte Mehrarbeit bleibt jedoch weitgehend unsichtbar und wird durch die kindlichen Augen der Tochter stattdessen als ein Entzug ihrer Mutter erlebt.

Meine Mutter war zu einer Fremden geworden. Während mein Vater und ich Musik hörten, zeichneten, fernsahen, kochten, putzten, einkaufen, ins Schwimmbad oder auf den Spielplatz gingen, war sie bei Renate [Hell]. Bevor sie sich abends auf das graue Sofa im Wohnzimmer fallen ließ, setzte sie sich manchmal noch kurz zu meinem Vater und mir an den Küchentisch – meistens jedoch nur, um uns zu maßregeln: Wieder einmal hatten wir vergessen, beim Supermarkt Müllsäcke zu kaufen, warum war das Bett noch nicht überzogen, [...]. (EsA, 58)

Die Szene zeigt, dass die Mutter im erheblichen Ausmaß in den fremden Privathaushalt der Familie Hell eingebunden ist, nach dort getaner entlohnter Sorgearbeit⁶ aber gewissermaßen noch eine »zweite Sorgesgeschichte« im eigenen Zuhause beginnt (vgl. Hochschild/Machung 2012 [1989]; Schutzbach 2024 [2021], 245–248). Während sich nämlich der Vater um die Tochter kümmert und in erster Linie jene reproduktiven Tätigkeiten im Haushalt übernimmt, die direkt mit dieser Betreuung zu tun haben, ist die Mutter zusätzlich zu ihrer Lohnarbeit für das Bewahren des organisatorischen Überblicks und für die lästigen Aufgaben der familiären Hausarbeit zuständig. Diese Art des »Haushaltsmanagements« bezeichnet die Soziologin Allison Daminger als kognitive Arbeit, die wie viele andere unsichtbare Sorgearbeiten vergeschlechtlicht zwischen Paaren verteilt ist und in heterosexuellen Beziehungen meist von Frauen übernommen wird (vgl. Daminger 2019). Für die Mutter enthält die geleistete kognitive Arbeit allerdings nicht nur eine vergeschlechtlichte, sondern auch eine migrantisierte und klassisierte Dimension. Sie übernimmt innerhalb der Familie nämlich auch ein *Mehr* an Verantwortung für deren aufenthaltsrechtliche und sozio-ökonomische Absicherung. Sie kümmert sich um schulische Angelegenheiten der Tochter, regelt behördliche Kontakte und erreicht schließlich die finanzielle Absicherung der Familie durch den Wechsel in einen ihrer Ausbildung entsprechenden Beruf. Dies alles bedeutet für sie allerdings ständige bezahlte und unbezahlte Mehrarbeit innerhalb und außerhalb der Familie.

⁶ Aus dem Erzählten geht nicht hervor, ob die Mutter mit ihrer Arbeitserlaubnis durch ihre Tätigkeit bei Familie Hell letztlich auch für diese bezahlt wird oder weiterhin gegen Kost und Logis für die Familie arbeitet. Ich bezeichne ihre dort getätigte Sorgearbeit dennoch durchgehend als entlohnte Form von Care-Arbeit.

Auch ihre Wochenenden verbrachte meine Mutter zunehmend mit Arbeit: Wenn sie nicht in der Apotheke war, schlug sie immer noch gelegentlich ihr Deutschbuch auf, um ein paar Vokabeln zu lernen, füllte wieder neue Formulare aus, oder putzte die Fenster. Ständig gab es etwas zu erledigen, entspannt am Sofa sitzen sah ich meine Mutter so gut wie nie; auf meine gelegentliche Frage, wie es ihr gehe, gab sie noch immer dieselbe Antwort: »gut« oder »müde«. (EsA, 107)

In dieser Passage wird deutlich, welche Dauerbelastung und Rastlosigkeit die Mutter durch die langanhaltende prekarierte Lebenssituation ihrer Familie erlebt. Schließlich erlangt sie jedoch die Anerkennung ihres Pharmaziestudiums und damit eine maßgebliche soziale und ökonomische Besserstellung der Familie. Das von ihr erbrachte *Mehr* an Bildungsleistung stützt allerdings keineswegs das meritokratische Aufstiegsversprechen, sondern macht offenbar, dass es ein Mythos ist. Denn um den Bildungsaufstieg innerhalb klassisierter, vergeschlechtlichter und migrantisierter Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu erreichen, muss die Mutter einen Dauerzustand von Mehrbelastung und Erschöpfung in Kauf nehmen.

6. Fazit

Am Ende des Romans stellt die Tochter als Ich-Erzählerin die Frage »Was hat uns Österreich gekostet?« und gibt den Leser*innen im gleichen Moment ihre Antwort darauf: »Meinen Vater seine Stimme, meine Mutter ihre Lebendigkeit.« (EsA, 202). Die hier angesprochenen Kosten verweisen auf die Verluste, die für die Familie mit der Fluchtmigration nach Österreich und dem ersehnten Aufbau eines *neuen Lebens* einhergegangen sind. Für die Eltern bedeutet die Flucht das Erleben von sozialer Abwärtsmobilität, die beide auf affektiv-narrative Weise als *grausame* Brüchigkeit des meritokratischen Mobilitätsversprechens erfahren (vgl. Bargetz/Eggers 2023; Berlant 2011). Für den Vater geht diese mit Beschämung und sozialem Rückzug einher, für die Mutter bedeutet sie konstante Erschöpfung und Mehrbelastung. Die Lebensgeschichten der Eltern und die sich darin entfaltenden Gefühlslagen stellen allerdings keine individuellen und entpolitisierten Erzählungen dar, sondern geben als *affektive Artikulationen* vielmehr darüber Auskunft, wie sich klassisierte, vergeschlechtlichte und migrantisierte Macht- und Herrschaftsverhältnisse narrativ und affektiv in die Leben und Körper von Menschen einschreiben (vgl. Bargetz/Eggers 2023, 232–233). Im lebensgeschichtlichen Erzählen von Toxische Pommes wird also ein feministisches Verständnis des Politischen mobilisiert, bei dem »das Private zum Politikum« wird (Bargetz 2016, 84). Das

bedeutet, dass das Politische nicht nur auf Staat und Öffentlichkeit zu reduzieren ist, sondern, »dass Körper, Gefühle, Intimität, Geschlecht, Sexualität, Alltag sowie familiäre und freundschaftliche Beziehungen darin eingeschlossen werden« müssen (Bargetz 2016, 84). Negative Gefühle wie die Scham und Erschöpfung der Eltern dürfen daher nicht als passive oder individualisierte Gefühlslagen abgewertet werden, sondern vielmehr als eine Erkenntnisweise gefasst werden, durch die historisch gewachsene gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse erkenn- und bearbeitbar werden (vgl. Bargetz/Egger 2023, 232; Ahmed 2010, 158). Ich möchte daher den lebensgeschichtlichen Zugang von Toxische Pommes in ihrem Roman *Ein schönes Ausländerkind* nicht nur als affektiv-narrativen Modus der Analyse, sondern auch als einen der feministischen Kritik verstehen, durch den klassisierte, vergeschlechtlichte und migrantisierte Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer Gewaltförmigkeit offengelegt werden können.

Literatur

- Ahmed, Sara (2010): *The Promise of Happiness*. Durham/London.
- Aumair, Betina / Theißl, Brigitte (Hrsg.) (2020): *Klassenreise. Wie die soziale Herkunft unser Leben prägt*. Wien: ÖGB Verlag.
- Bargetz, Brigitte (2016). *Ambivalenzen des Alltags. Neuorientierungen für eine Theorie des Politischen*. Bielefeld: transcript.
- Bargetz, Brigitte / Eggers, Nina Elena (2023): *Affektive Narrative. Theorie und Kritik politischer Vermittlungsweisen*. In: *Politische Vierteljahresschrift* 64, 221–246.
- Bergold-Caldwell, Denise / Wuttig, Bettina / Scholle, Jasmin (2017): »Always placed as the Other«. *Rassialisierende Anrufungen als traumatische Dimension im Kontext Schule*. In: Jäckle, Monika / Wuttig, Bettina / Fuchs, Christian (Hrsg.): *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule*. Bielefeld: transcript, 281–306.
- Berlant, Lauren (2011): *Cruel Optimism*. Durham/London: Duke University Press.
- Blome, Eva (2020): *Rückkehr zur Herkunft. Autoethnographien erzählen von der Klassengesellschaft*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 94 [4/2020], 541–571.
- Blome, Eva / Lammers, Philipp / Seidel, Sarah (2022) (Hrsg.): *Autoethnographie. Poetik und Politik*. Berlin, Heidelberg: Metzler.
- Connell, Raewyn (2015 [1995]): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 4. durchgesehene und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Cvetkovich, Ann (2012): *Depression. A Public Feeling*. Durham/London: Duke University Press.
- Daminger, Allison (2019): *The Cognitive Dimension of Household Labor*. In: *American Sociological Review* 84 [4], 609–633.
- Drehli, Robnik (2021): *Einleitung. Klasse als Sicht und Sache*. In: Drehli Robnik (Hrsg.): *Klassen sehen. Soziale Konflikte und ihre Szenarien*. Münster: Unrast, 7–12.

- Dröschner, Daniela (2018): *Zeige deine Klasse. Die Geschichte meiner sozialen Herkunft*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Eribon, Didier (2016 [2009]): *Rückkehr nach Reims*. Berlin: Suhrkamp.
- Hochschild, Arlie / Machung, Anne (2012 [1989]): *The Second Shift. Working Families and the Revolution at Home*. London.
- Hoback, Marlen (2022): *Klassenbeste. Wie Herkunft unsere Gesellschaft spaltet*. München: Hanser.
- Jansen, Stef (2008): *Misplaced Masculinities. Status Loss and the Location of Gendered Subjectivities amongst ›Non-Transnational‹ Bosnian Refugees*. In: *Anthropological Theory* 8 [2], 181–200.
- Kalmbach, Karolin / Kleinau, Elke / Völker, Susanne (2020): Einleitung. In: Kalmbach, Karolin / Kleinau, Elke / Völker, Susanne (Hrsg.): *Eribon revisited. Perspektiven der Gender und Queer Studies*. Wiesbaden: Springer VS, 1–9.
- Kleiner, Bettina (2020): Sexuelle und soziale Scham. Zur unterschiedlichen Bedeutung dieser Affekte in *Rückkehr nach Reims*. In: Kalmbach, Karolin / Kleinau, Elke / Völker, Susanne (Hrsg.): *Eribon revisited. Perspektiven der Gender und Queer Studies*. Wiesbaden, 49–64.
- Landweer, Hilge (2019): Philosophische Perspektiven auf Scham und Schuldgefühle. In: Kappelhoff, Hermann / Bakels, Jan-Hendrik / Lehmann, Hauke / Schmitt, Christina (Hrsg.): *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Berlin: J. B. Metzler, 235–239.
- Leskau, Linda / Schlüter, Anne / Trinkaus, Stephan / Völker, Susanne (2021): Vorwort. Soziale Mobilität und Geschlecht. (Trans)nationale Dynamiken der Gegenwart. In: *GEN-DER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 13 [3/2021], 7–10.
- Littler, Jo (2018): *Against Meritocracy. Culture, Power and Myths of Mobility*. London/New York: Routledge.
- Lutz, Helma / Amelina, Anna (2017): *Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung*. Bielefeld: transcript.
- Mauer, Marco (2015): *Du bleibst, was du bist. Warum bei uns immer noch die soziale Herkunft entscheidet*. München: Droemer Knaur.
- Mecheril, Paul (2010): *Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive*. In: Mecheril, Paul / do Mar Castro Varela, María / Dirim, İnci / Kalpaka, Annita / Melter, Claus (Hrsg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz, 7–22.
- Motakef, Mona (2015): *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript.
- Ohde, Deniz (2020): *Streulicht*. Berlin: Suhrkamp.
- Penz, Otto / Sauer, Birgit (2016): *Affektives Kapital. Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*. Frankfurt am Main / New York: Campus.
- Rösch, Heidi (2019): *Migrationsliteratur*. In: Lütge, Christiane (Hrsg.): *Grundthemen der Literaturwissenschaft. Literaturdidaktik*. Berlin/Boston: De Gruyter, 338–356.
- Ruff, Mai-Britt (2024): *Scham, Schamabwehr und Beschämung. Ambivalenzen, Herausforderungen und Möglichkeiten im Umgang mit Scham in politischer Bildung*. In: *Gesellschaft – Individuum – Sozialisation. Zeitschrift für Sozialisationsforschung* 5 [1], 1–15.
- Ruff, Mai-Britt / Petrik, Flora (2024): *Die leise Macht der Scham. Rassismus, soziale Klasse und die (Re-)Produktion sozialer Ungleichheit*. In: *Journal für Psychologie* 32 [1], 10–30.
- Scholz, Sylka / Heilmann, Andreas (2019) (Hrsg.): *Caring Masculinities? Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften*. München:oekom.

- Schutzbach, Franziska (2024 [2021]): Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit. München: Droemer Knaur.
- Seeck, Anne (2020): Von Umverteilung ist kaum etwas zu hören. In: Seeck, Francis / Theißl, Brigitte (Hrsg.): Solidarisch gegen Klassismus. Organisieren, intervenieren, umverteilen. Münster: Unrast, 86–94.
- Seeck, Francis (2024): Klassismus überwinden. Wege in eine sozial gerechte Welt. Münster: Unrast.
- Seier, Andrea (2020): Schamoffensive. Zur Mikropolitik der Betroffenheit bei Didier Eribon. In: Kalmbach, Karolin / Kleinau, Elke / Völker, Susanne (Hrsg.): Eribon revisited. Perspektiven der Gender und Queer Studies. Wiesbaden: Springer VS, 65–84.
- Seier, Andrea / Trinkaus, Stephan (2021): Vom Ausbleiben des Aufstiegs und der Krise als Dauer. Szenen sozialer Im/Mobilität im postmeritokratischen Kino der Gegenwart. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 13 [3/2021], 74–88.
- Smith, Sidonie / Watson, Julia (2010 [2001]): Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives. 2. Auflage. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.
- Sonderegger, Ruth (2021): Multiple Klass(e)ifizierungen in der (kunst-)universitären Bildung. Plädoyer für eine Auflockerung. In: Drehli Robnik (Hrsg.): Klassen sehen. Soziale Konflikte und ihre Szenarien. Münster: Unrast, 13–44.
- Sprung, Anette (2011): Zwischen Diskriminierung und Anerkennung. Weiterbildung in der Migrationsgesellschaft. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann.
- Toxische Pommes (2024): Ein schönes Ausländerkind. Wien: Zsolnay.
- Toxische Pommes / Dulle, Philipp (2024): Was ist ein schönes Ausländerkind, Toxische Pommes? In: profil. 18.03. <https://www.profil.at/kultur/toxische-pommes-interview-ein-schoenes-auslaenderkind/402818644> (23.08.2024).
- Völker, Susanne (2021): Verhandlungen von sozialer Mobilität und Biografie in postmigrantischen Gesellschaften. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 13 [3/2021], 59–73.
- Williams, Raymond (1977): Marxism and Literature. Oxford/New York: Oxford University Press.